

Mein Kampf ums Überleben

Dr. med. Theo Kaufmann



Der Autor als Soldat 1944

Wem seine Tasche is dis?"

Markig bellend setzt der deutsche Unteroffizier den Satz in den Schulhof der Hermann-Löns-Oberschule. Wissend, daß hier ein Ort immenser Gelehrsamkeit zu besonderem Verhalten nötigt, bemüht sich dieser, wenn schon dem Genitiv abhold, doch zu einer Verhochdeutschung des Berliner Dialektes, indem er das profane "det" durch das fast vornehme "dis" ersetzt und damit einer solchen Brutstätte künftiger Koryphäen auf diese Weise seine besondere Referenz erweist. Bewußt jedoch, daß jeder Dienstgrad in der Deutschen Wehrmacht, insbesondere der eines "Unteroffiziers vom Dienst", durch seine Rangabzeichen jedem Zivilisten an Wert und Bedeutung für die Nation unbestreitbar überlegen ist und in der Ausübung seiner Pflichten dem deutschen Soldaten keine Hindernisse in den Weg gelegt werden dürfen und seinen Befehlen unbedingter Gehorsam zu leisten ist. In diesem Bewußtsein steht er da, mitten auf dem Schulhof, jahrzehntelang ein Ort vorwiegend friedlicher Schülerbegegnungen zwischen den Lehrstunden, und verwandelt diesen, dank seiner ihm verliehenen Kommandogewalt, übergangslos zu einem Kasernenhof.

"Achtung!!" bellt er jetzt, wobei die in der deutschen Sprache übliche Silbenbetonung durch die bei der Wehrmacht übliche Lautstärke brutal zugrunde gerichtet wird.

Dieser erste Befehl "Achtung", der den Verursacher, den Flakunteroffizier Seiler, infolge der Wucht seiner eigenen Stimme auf die Zehenspitzen hochreißt, bedeutet für die Angesprochenen, die Untergebenen, in diesem Falle die Schüler der Obersekunda oben genannter Schule in Berlin Neukölln, daß sie innerhalb von Bruchteilen einer Sekunde zu erstarren haben. Keine Bewegung, kein Laut, Hände an die seitliche Hosennaht, jedoch aufmerksam in Erwartung weiterer Befehle.

Nach genießerischer Pause ob des sichtbaren Gehorsams der Oberschüler, die allerdings schon seit Jahren zwangsweise in der Hitlerjugend mit solchen Befehlen vertraut sind, fordert er: "In Dreierreihen angetreten!" Nach kurzem Gewühl steht der "Haufen", so die abwertende Kommissbezeichnung für eine angetretene Gruppe von Rekruten oder noch nicht vollwertiger Wehrmachtsangehöriger. Mit ernster Miene kommt der Unteroffizier Seiler auf die angetretenen Jungs zu. Nunmehr auf den Sohlen stehend muß er zu ihnen aufschauen, mißt er doch so mit Mühe ein Meter sechzig. Erschreckt über den für ihn ungünstigen Blickwinkel tritt er einige Schritte zurück, reckt sich, schaut die Front von links nach rechts entlang und spricht: "Mein Name ist Bruno Seiler. Für euch nur Herr Unteroffizier. Verstanden! Ich bin einer eurer Ausbilder. Wir werden in den nächsten Wochen zackige Flakhelfer aus euch machen. Ich kann euch nur raten, keine Mätzchen zu

machen. Wer nicht spurt, mit dem fahre ich Schlitten." Er meinte damit, daß er denjenigen als Schlitten benutzen würde.

"Wir marschieren jetzt zum Ausbildungslager Treptow, wo ihr untergebracht werdet. Gepäck aufnehmen. Stillstanden." Das Weglassen von Silben oder ganzen Wörtern geschieht oftmals, um Befehlen mehr Schärfe zu verleihen. "Reechs umm." Auch eine Form der jetzt häufig zu hörenden Kommisphonetik. "Im gleichen Schritt marsch."

Es ist Donnerstag, der 15. Juli 1943. Es ist kurz vor Mittag. Die letzte Nacht haben wir von ein bis zwei Uhr im Luftschutzkeller verbracht. Mosquitostörangriff. Die Sonne scheint von einem wolkenlosen Himmel und hat die Stadt auf nahezu dreißig Grad aufgeheizt. Normalerweise gäbe es hitzefrei, man würde rausfahren zum Strandbad Müggelsee oder auch zum Wannsee.

Trotz des schönen Wetters ist dieser Tag ein schrecklicher Tag. Die meisten der heute hier eingezogenen Jungen empfinden das so, aber keiner spricht es aus. Mit diesem Tag beginnt die Unfreiheit oder der Verlust der im Jahre 1943 noch verbliebenen Freiheit. Es beginnt eine Zeit gnadenloser Schikaniererei, eine Zeit der menschlichen Entwürdigung, eine Zeit der psychischen und körperlichen Strapazen bis weit über die Grenze des Zumutbaren hinaus, eine Zeit erhöhter Gefahren für das Leben, einem Leben, das nun keine Qualitäten mehr besitzt, es sei denn, man hat die Sensibilität dafür nicht oder hat sie verloren. Das Gefangenendasein hat begonnen. Das Niederschmetternste aber ist, daß keiner weiß, wann diese Zeit enden wird. Bis zu diesem Tage werden wir um unsere Jugendjahre betrogen. Sie können uns nie wieder ersetzt werden.

Ich stehe mitten im Haufen. Mein Name ist Theo Kaufmann. Ich bin fünfzehn Jahre alt, ein Meter sechsundsiebzig groß und vierundsechzig Kilo schwer. Ich bin einer der zirka dreißig fünfzehn- oder sechzehnjährigen Schüler unserer Oberschule, einer von Hunderten oder gar Tausenden von deutschen Oberschülern dieser Altersklasse, die der Führer in seiner Weisheit auserkoren hat, fürs Vaterland zu kämpfen. Ich bin ein Durchschnittsschüler, aber das spielt ab sofort keine Rolle mehr. In Zukunft gelten andere Werte als Maßstab für die Qualität eines Soldaten.

Bevor ich mit der Schilderung meiner Erlebnisse, die im Schulhof begannen, fortfahre, möchte ich schildern, was bisher in den vergangenen fünfzehneinhalb Jahren meines jungen Lebens Bedeutsames geschehen ist.

Am 23. September 1927 kam ich zur Welt, und zwar in Jena, genauer in Jena-Ost, zwischen Fuchsturm und Jenzig, dem Hausberg Jenas. Meine Eltern waren genau neun Monate vorher getraut worden und hatten jeweils ein Halbgeschwister in die Ehe

mitgebracht. Lucie von Vatersseite war schon sechs Jahre alt, Heinz, der Sohn aus Mutters erster Ehe, drei Jahre alt. Wir bewohnten ein Reihenhaus mit kleinem Garten in der Löbichauer Straße 29. Während meine Mutter den Haushalt und die Kinder versorgte, sorgte mein Vater für den Lebensunterhalt. Er arbeitete als Dreher bei der bekannten Firma Zeiss. Er war ein untersetzter kräftiger Mann, sehr willensstark und schon im frühen Mannesalter ohne schmückendes Haupthaar. Er war aktiv im Radsport tätig und versuchte sich gelegentlich als Gewichtheber.

Als kleiner Junge hatte ich immer das Gefühl, unter seinen Fittichen sicher zu sein. Dank seiner Geschicklichkeit, seines Einfallsreichtums und nicht zuletzt durch seinen Beruf befähigt, fertigte er allerlei nützliche Geräte, die sich besonders durch ihre Stabilität und Haltbarkeit auszeichneten. So hatten wir beispielsweise eine Kloßpresse aus Stahl und Eichenholz, die den Brei aus geriebenen rohen Kartoffeln derart von seinem Wasser befreite, daß die daraus gefertigten Klöße wegen ihrer Köstlichkeit in unserem Bekanntenkreis berühmt waren.

Diese rohen Klöße, äußerlich von grüner Farbe, immer mit gerösteten Semmelstücken gefüllt und fast so groß wie Kinderköpfe, waren das Ergebnis der Kochkünste meiner Mutter, die von Natur aus weniger befähigt war, dem Schicksal in die Arme zu greifen, als erfolgreich in der häuslich familiären Szene zu agieren und manchmal etwas von Selbstmitleid geplagt war.

Meine Großeltern väterlicherseits waren schon lange tot. Sie lebten in Apolda, und Großvater Johannes war Schuhmacher. Sie starben während mein Vater als reitender Gebirgsartellerist in China, in Tsingtau, der damaligen deutschen Kolonie, diente. Dieser Chinaaufenthalt in den Jahren 1910 bis 1912 hatte bei meinem Vater sicher Spuren hinterlassen, was seine Unternehmungslust anbetraf und seine Weltoffenheit, und hatte sicher seinen Gesichtskreis erweitert. Trotzdem war er ein typischer und bewußter Vertreter der Arbeiterklasse und folgerichtig schon in jungen Jahren Mitglied der kommunistischen Partei Deutschlands. Diese Mitgliedschaft und die damit verbundenen Aktivitäten, die mir als Kind natürlich nicht bewußt wurden, führten im Spätsommer 1933 zum Einsturz unserer fast ländlichen Idylle im Gleißtal, dem Saaleseitental, was ostwärts hoch nach Bürgel und weiter nach Eisenberg führt. Paul Benjamin Kaufmann mußte fliehen vor dem sich etablierenden Naziregime, mußte durch Ortswechsel wieder anonym werden.

In der Nacht vom 5. zum 6. September 1933 verließen wir Jena mit Sack und Pack in einem großen Möbelwagen und waren am nächsten Morgen nach abenteuerlicher Fahrt mit mehreren Reifenpannen in Berlin. Unser neues Domizil lag mitten im Kiez von Neukölln, im alten Rixdorfer Arbeiterviertel am Rollberg. Die Jägerstraße, in deren Nummer 15

wir eine Parterrewohnung gefunden hatten, führte von der Bergstraße, wo sich das Kaufhaus Tietz altherwürdig bis zur Neckarstraße hinzog und auch heute noch zu finden ist, den Berg hoch bis zur Hermannstraße, die den Kiez nach Westen hin begrenzte.

Bevor ich von den Ereignissen in Berlin weiter berichte, sollte ich zunächst die Geschichte meiner Ahnen durch den Report über die mütterliche Sippschaft vervollständigen.

Während ich für die Erfüllung meiner Enkelaufgaben bei meinen väterlichen Großeltern um Jahre zu spät kam, gedieh ich zum Lustobjekt der mütterlichen Vorfahren. Louis Müller, von mir nach Überwindung erster Sprachschwierigkeiten kurz Lull genannt, kam ebenso wie seine Frau Auguste, von mir Guste gerufen, aus Adorf im Vogtland. Er hatte 1868, seine Cousine und Frau Auguste 1871 das Licht der Welt erblickt. Auch Opa Louis war Schuhmacher, hatte aber seinen Beruf gegen eine Anstellung bei den bekannten Jenaer Schottwerken eingetauscht. Lull, so von mir gerufen, was ihn freute, war ein vorbildlicher Opa, der von Grund auf lieb und gutmütig war und infolgedessen seiner familiären Machtansprüche schon lange verlustig gegangen war und den Kummer darüber gelegentlich mal zu ertränken versuchte. Sie wohnten um die Ecke am Eschenplatz, und bald nachdem ich laufen konnte, schlich ich dort hin. In den Augen meiner Mutter war das nicht ungefährlich; denn einmal in der Woche kam das sogenannte Sottenauto, ein mit flüssigem Dünger beladener Lastwagen, durch die Löbichauer Straße und fuhr diesen flüssigen Dünger auf die Felder, die sich hoch bis unter die Felsen hinzogen. Bis zum Eschenplatz kam ich jedoch, ohne die Straße überqueren zu müssen. Hinten im Winkel, in der ersten Etage der alten, mit Laub bewachsenen Häuser, wurde ich immer freudig empfangen und nachhaltig vom drohenden Hungertode befreit. Oma Guste, die von allen eigentlich immer nur Mutter genannt wurde, zog mich dann auf ihren, stets mit einer Schürze bedeckten Schoß, wiegte mich und sang mir ein Lied, sagte ein Gedicht auf, von denen sie ein unerschöpfliches Repertoire besaß, und oft kam die Dämmerung herein und Opa Lull zündete die Gaslampe über dem großen Tisch in der Stube an, und während das Gaslicht fauchend den Raum erfüllte, war die Welt heil und in Ordnung.

An meinen drei Jahre älteren Halbbruder Heinz, der aus der ersten Ehe meiner Mutter hervorging, sie war eine verwitwete Friedrich, kann ich mich nur unterschwellig erinnern, da er mit fünf Jahren an einer Blutvergiftung starb, als ich erst zwei Jahre alt war. Mehr vom Gefühl her ist mir in Erinnerung, daß er immer lieb und um mich besorgt war.

Oft wurde von der Kinderschar des Siedlungsbereiches, der vorwiegend aus Einfamilienhäusern bestand, Eisenbahn gespielt. Diese hatte damals noch einen hohen Stellenwert, zumal täglich viele Züge durch das Saaletal rauschten und ihre markanten Geräu-

sche von den Talwänden echoverstärkt wiedergegeben wurden. Insbesondere die großen D-Zuglokomotiven mit ihren kraftstrotzenden Dampfgeräuschen belebten unsere kindliche Phantasie. Wenn sie den Jenaer Saalebahnhof, der mitten in der Stadt liegt, nach Süden gen München oder nach Norden gen Halle und Berlin verließen, sprühten die Funken von den Rädern, die von der Macht der Kolbenstangen stoßweise durchdrehten, bis eine gewisse Geschwindigkeit erreicht war. Welch eine Faszination für uns Kinder, dieses Schauspiel bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu erleben. Wie kümmerlich gegen diese Giganten der Schienenstränge waren dagegen die Vorortszüge, allen voran der "Esel". Diesen Namen bekam der Zug, der Jena mit Eisenberg verband, durch sein bockiges Verhalten, wenn er das ebene Saaletal hinter Porstendorf verließ und sich die Berge hoch nach Beutnitz quälte. Allerdings wurden die vier Waggons auch nur von einer schmalbrüstigen Tenderlok gezogen, die bergauf aufgeregte asthmatische Pfeiftöne von sich gab. Trotzdem hat sie stets den Anstieg zu den Saalehöhen gemeistert und die fehlende Rasanzen durch Gemütlichkeit ersetzt.

Diese Züge, speziell deren Lokomotiven, wurden nun spielerisch von der Kinderschar dargestellt. Da wurde unter Zischlauten angefahren, Tempo gesteigert, gebremst, rangiert, wurden Zeichen gegeben, wurde an- und abgekuppelt und entsprechend der bedeutenden Verantwortung, die den Akteuren oblag, eine ernste Miene zur Schau getragen. Diesen Spielen lag stets eine eiserne Hierarchie zugrunde: Die größten Jungen nahmen für sich selbstverständlich die imposantesten Züge in Anspruch. Mädchen hatten nie etwas mit dem Antrieb zu schaffen, sie taugten als Güterwaggons oder als dritter Klasse Reisewagen. Nach ewiger Zeit, ich war wohl schon fast fünf, da hatte ich es einmal bis zum Einsatz als Eilzug geschafft. Eine Ehre, denn alle Personenzüge mußten mir ausweichen und mußten sich von mir überholen lassen.

Diese leidenschaftliche Eisenbahnidentifikation bekam eines Tages Konkurrenz von der Landstraße. Neben dem schon erwähnten Sottenauto, das schon wegen seines ekelhaften Gestankes von allen Eisenbahndarstellern abgelehnt wurde und damit kein Objekt darstellte, was unsere Phantasie hätte anregen können, bestand ein, wenn auch recht spärlicher Autoverkehr auf der damals schon asphaltierten Fernstraße nach Bürgel-Eisenberg. Diese Fernstraße kam von Jena und zog dem Gempdenbach folgend das Tal hinauf nach Löbichau, wo die Bauern die Berghänge mit Pferde- und Ochsen gespannen bewirtschafteten. Von der Löbichauer Straße war es ein Katzensprung bis zur Fernstraße. Der Weg führte hinunter, am Eschenplatz vorbei. Unten war die Endstation der elektrischen Straßenbahn, wo der Straßenbahnführer, sobald alle Fahrgäste den Wagen verlassen hatten, mit wichtiger Miene alle Maßnahmen traf, um nach einer gewissen Pause die Fahrt

in entgegengesetzter Richtung nach Jena Mitte wieder aufzunehmen. Zuerst drehte er das über der vorderen Fensterfront befindliche Richtungsschild, um das neue Ziel anzuzeigen. Dann entfernte er die Kurbel, mit der er den elektrischen Antrieb steuerte, um ihn an der vorn gelegenen Seite wieder anzubringen, und ganz zum Schluß zog er an dem Seil, das zum Stromabnehmerröllchen hinauf führte, hakte es aus der Oberleitung aus, ging um die ganze Straßenbahn herum und setzte das Röllchen mit Unterstützung des Federdruckes wieder von unten an die Stromleitung. Das geschah alle halbe Stunde, fand aber bei den Eisenbahnliebhabern wenig Beachtung. Mehr dagegen, die allerdings sehr selten, seltener als die Straßenbahn, aufkreuzenden Autos, von denen es jedoch schon einige Marken mit einigen beachtenswerten Modellen gab. Die größeren erfahreneren Jungens bestimmten: Das war ein Opel, das ein Ford, das ein NSU, das ein Mercedes, das ein DKW oder ein Brennabor.

Eines Tages, in den frühen Abendstunden, eilte eine Katastrophenmeldung durch die Siedlung zwischen den Bergen. Ein Autounfall auf der Fernstraße. Vor Löbichau ist ein offener Dixi mit hoher Geschwindigkeit, man tuschelte, er habe über siebzig Sachen draufgehabt, aus der Kurve geflogen und gegen einen Baum geprallt. Der Fahrer war sofort tot. Alle strömten hin zum Unglücksort, ich hingegen wurde für zu klein gehalten, mir so etwas Schlimmes anzusehen.

Es war das einzige Unglück, welches in den Jahren meiner frühen Kindheit in Jena-Ost geschah. Soweit mich die Erinnerung noch in diese Zeit zurücktragen kann, empfinde ich noch heute die Geborgenheit, den Frieden und die Liebe um mich herum. Es schien immer die Sonne. Sie benutzte mein Vater, um im Vorgarten seine photographischen Platten zu Bildern werden zu lassen. Die Idylle wurde ergänzt durch unsere Hühner, die im Gartenstück hinter dem Hause herumpickten und durch einen äußerst strengen Hahn beaufsichtigt wurden. Eines Tages, eben als dieser wieder durch seine Hennen-schar hindurchgockelte, versuchte ich, an dem Federvieh vorbei zum hinteren Gartenausgang zu kommen. Das faßte der bekannt aggressive Hahn als eine Hoheitsverletzung auf und stürmte laut krähend auf mich los. Trotz Gegenwehr und Flucht gelang es ihm, auf meinem Kopf zu landen. Mein Angstgeschrei brachte meinen Vater auf den Plan. Er hielt den Vorfall für ausreichend, die Hennen zu Witwen zu machen.



Über den Autor

Der beliebte Berliner Arzt und Schriftsteller schrieb sein erfolgreiches Buch auf der Sonneninsel Usedom, seiner Wahlheimat, im Ostseebad Koserow.

Der Grundgedanke dieser Geschichte ist, anhand seiner Erlebnisse beispielhaft aufzuzeigen, welchen Leiden und Gefahren bestimmte Schülergruppen in der damaligen Zeit ausgesetzt wurden.

Dr. Theo Kaufmann, Facharzt für Innere Krankheiten und Lungenleiden, geboren in Jena, lebte seit 1933 in Berlin. Dort Besuch der Volks-Mittel- und Oberschule, 1944 Arbeitsdienst und Militärdienst.

1945 amerikanische Gefangenschaft, 1947 Abitur in Berlin, anschließend Vermessungshelfer, ab November 1947 Medizinstudium, anfangs Humboldtuniversität, später Freie Universität, 1954 Approbation und Promotion.

Danach Kliniktätigkeit, 1963 Praxiseröffnung in Berlin-Neukölln, dort noch sporadisch tätig. Seit dem Jahre 2000 lebt er auf der Sonneninsel Usedom, seiner Wahlheimat, im Ostseebad Koserow.

Er hat versucht, das Erlebte mit den Augen des 15-, 16- und 17jährigen zu sehen, und alle Reaktionen körperlicher und seelischer Art von damals wieder neu zu empfinden und auch so niederzuschreiben.

Dieser Bestseller ist erhältlich in jeder Buchhandlung (Bestellnummer bitte angeben) oder auch beim Verlag telefonisch zu bestellen (ohne zusätzliche Versandkosten) oder auch unter www.amazon.de.

BS-Verlag Rostock / Tel. (038203) 73 34 85 / Bestell-Nr.: ISBN 3-935171-96-X

Oder Sie holen es sich vom Schriftsteller hier in seinem Wahlheimatort, dem Ostseebad Koserow, persönlich ab.

Tel. 038375 - 2 24 90 oder Funk: 0160 - 99 13 01 46